

IV. Doing Universality – das Universale im Besonderen bezeugen

„Es ist die Rhetorik, die falsche universale Vorstellungen liefert.“
(P. Ricœur): Die Universalisierung des Partikularen als Inbegriff
des Ideologischen?

Annette Langner-Pitschmann

Abstract

The paper explores the challenges of the reconciliation of universal claims to authority with their particular context of origin. Starting from Terry Eagleton's view of ideology as the interplay between concrete particular and universal truth, it turns to the tension between claims to power and social recognition in terms of Paul Ricœur's insights into the role of public rhetoric in legitimising authority. Following the continuity between ideology and rhetoric made evident by Ricœur, it turns to Hans Blumenberg's analysis of rhetoric. This in turn reveals that rhetoric is both a workaround in the absence of stringent arguments and an expression of the specifically human ability to shield oneself from the unmanageable "naked truth". Building on this, an outlook on the problem of the universalisation of the particular is indicated, which offers the prospect of a mediation between ideological patterns of justification and self-reflexive criticism.

Key-Words

Particularity and Universality, Ideology, Rhetoric, H. Blumenberg, P. Ricœur, T. Eagleton

1. Hinführung

„The experience of the non-privileged is that all too often concepts that seek to say something 'for all' end up generalizing only particular claims": Mit dieser Formel verweist Michelle Becka in diesem Band (S. 291) auf ein Problem, das in jede begriffliche Annäherung an unsere Handlungswirklichkeit eingelassen ist. Das Dilemma lautet: Einerseits wirft die Setzung von Bedeutungen unweigerlich die komplexe Frage nach der Verteilung von Deutungshoheit auf. Andererseits lässt sich auf die Setzung von Bedeu-

tungen nicht rundheraus verzichten, da wir uns erst dann in der Realität orientieren können, wenn wir uns einen begrifflichen Reim auf sie machen.

Im Horizont der Globalisierung wird diese Herausforderung dadurch verstärkt, dass die Rede von „der Realität“ als solche fraglich geworden ist. Es scheint vielmehr, als stünde eine Vielfalt teils disparater, teils konfliktiver Realitäten nebeneinander. Diese Situation spiegelt sich dabei auch darin wider, dass die christliche Rede von Gott in verschiedenen Handlungskontexten sehr unterschiedliche Formen annimmt. Sämtliche Spielarten christlicher Theologie, die sich dem Kriterium intellektueller Redlichkeit stellen, sind dabei von dem eingangs skizzierten Dilemma in besonderer Weise betroffen. Angesichts der monotheistischen Lesart des Göttlichen nämlich, kommt man an der Universalität des Gottesgedankens schon aus logischen Gründen nicht vorbei. David Tracy, Gallionsfigur der Public Theology, hält fest, dass es sich bei der universalen Bedeutsamkeit Gottes nicht um eine Frage des theologischen Geschmacks, sondern um eine begriffliche Notwendigkeit handle. Folglich gelte: „God as understood by the Jewish, Christian and Muslim believer is either universal in actuality or sheer delusion“ (Tracy 1991: 51).

Als wäre dies für den aufgeklärten, selbstreflexiven, kritischen und postkolonialen Geist nicht schon Zumutung genug, hat die *christliche* Theologie überdies plausibel zu machen, in welchem Sinne ausgerechnet die partikulare Biografie einer Einzelgestalt einen Anspruch auf universale Bedeutung erheben kann. Edward Schillebeeckx bringt diese Herausforderung wie folgt auf den Punkt:

Daß eine Realität universale Bedeutung besitzt, heißt, dass sie jeden Menschen eben in der Bestimmung des letzten Sinns seines Lebens berührt [...] Das Problem ist nun: Kann eine solche einzigartige Universalität in einem historischen Menschen, Jesus von Nazaret, vorhanden sein und erkannt werden? (1980: 533-534).

Die Spannung zwischen der Partikularität, welche die *Entstehung* von Begriffen und Normen kennzeichnet, und der Universalität, mit der ihre *Anwendung* vielfach verbunden wird, stellt also u. a. in zwei – nicht selten miteinander verschränkten – Kontexten eine zentrale Herausforderung dar. Einerseits bedarf sie einer sorgfältigen Analyse, wenn es um eine gerechte Gestaltung der globalen Gesellschaft geht; andererseits verlangt sie nach einer Klärung, wenn ein tragfähiges Verhältnis zwischen Religion und pluraler Gesellschaft geschaffen werden soll.

Im Folgenden skizziere ich eine Perspektive auf die Problematik der Universalisierung partikularer Bedeutungen, die beim Konzept der Ideologie ihren Ausgang nimmt. Hinter dieser Herangehensweise steht ein Impuls Paul Ricœurs, der in der Legitimation von Autoritätsverhältnissen durch den Rückgriff auf die Denkfigur universaler Geltung das entscheidende Merkmal ideologischer Begründungsformen ausmacht.

Im ersten Schritt bereite ich die Auseinandersetzung mit diesem Gedanken Ricœurs vor, indem ich in Anlehnung an Terry Eagleton eine Arbeitsdefinition für den Begriff des Ideologischen skizziere. Daran anknüpfend rekonstruiere ich im zweiten Teil meiner Überlegungen die im Titel zitierte Beschreibung der Ideologie durch Paul Ricœur als einer Quelle „falscher universaler Vorstellungen“. Diese Beschreibung stellt – in einer Weise, die darzustellen sein wird – eine Kontinuität zwischen Ideologie und Rhetorik her, wobei auf den hier unterstellten Wortsinn von Rhetorik im Verlauf des Textes einzugehen sein wird. Diesen Gedanken verfolge ich im dritten Schritt, ausgehend von Hans Blumenbergs Überlegungen zum Wesen der Rhetorik, weiter. Darauf aufbauend deute ich schließlich einen Ausblick auf die Problematik der Universalisierung des Partikularen an, der eine Vermittlung zwischen ideologischen Rechtfertigungsmustern und selbstreflexiver Kritik in Aussicht stellt.

2. Zwischen Partikularität und Universalität: Ideologie (Terry Eagleton)

Die Kategorie des Ideologischen ist alles andere als eindeutig bestimmt (vgl. bspw. MacKenzie 2003: 2-16). Ich beginne meine Überlegungen ausgehend von der folgenden Begriffseingrenzung durch Terry Eagleton:

Ideology is a set of viewpoints I happen to hold [...]. It appears often enough as a ragbag of impersonal, subjectless tags and adages; yet these shop-soiled platitudes are deeply enough entwined with the roots of personal identity to impel us from time to time to murder or martyrdom. In the sphere of ideology, concrete particular and universal truth glide ceaselessly in and out of each other, by-passing the mediation of rational analysis (1993: 29).

Diese Beobachtung ist in zweierlei Hinsicht besonders interessant. *Erstens* korrigiert sie das Bild, das die oben gebrauchte Wendung einer „Setzung von Bedeutungen“ nahelegt. Bei weitem nicht immer handelt es sich dabei

nämlich um einen bewussten Prozess, in dem neue Begriffe zur Deutung der Realität ausgearbeitet werden. In den Begriffen des anfangs erwähnten Beitrags von Michelle Becka könnte man sagen: Die Art und Weise, in der die Begriffe des „Planetarischen“ und „Terrestrischen“ – gleichsam unter den Laborbedingungen intellektueller Reflexion – hervorgebracht werden, stellt wohl eher die Ausnahme als die Regel dar.¹ Weitaus häufiger verallgemeinern die Menschen Bedeutungen, indem sie einzelne Elemente aufschnappen, die gerade in der Luft des je herrschenden Sozialen Imaginären liegen, und sie – vielfach unbewusst – zur Erschließung anderer Handlungszusammenhänge verwenden.

In diesem Kontext weist Eagleton allerdings *zweitens* auf eine gravierende Schieflage in unserem Legitimationshaushalt hin. Dass sich Akteure die Bedeutungen, an denen sie ihr Handeln ausrichten, vielfach auf derart unsystematisch-spielerische Weise aneignen, steht in einem eigentümlichen Kontrast zu den überaus ernsthaften Konsequenzen, die sie bisweilen aus ihnen ableiten. „Mord und Märtyrertod“ resultieren nicht etwa deshalb aus ihren Deutungsmustern, weil sie diese in einer besonders stichhaltigen Weise hergeleitet hätten, sondern deshalb, weil sie – so diffus ihr Entstehungsprozess gewesen sein mag – aufs Engste mit ihrem Selbstbild verwoben sind. Dass sie geneigt sind, sich an ihre Deutungshoheit über die welterschließenden Begriffe zu klammern, scheint also vor allem darauf zurückzugehen, dass sie die verwendeten Bedeutungen nicht infrage stellen können, ohne im gleichen Atemzug auch ihre Selbstdeutung zur Disposition zu stellen.

Vor diesem Hintergrund nun lässt sich die Frage nach der Universalität im Partikularen in zweierlei Hinsicht präzisieren. *Erstens* beinhaltet sie die Frage, auf welchem Weg das vielfach diffus-vorsprachliche Partikulare (mit Eagleton: die „Etiketten und Redensarten“) zu einer konkret-sprachlichen Handlungsgrundlage wird. *Zweitens* beinhaltet sie die Frage, ob sich das identitätsstiftende Potential partikularer Bedeutungen erhalten lässt, ohne damit zugleich das Risiko ideologischer Universalisierung einzugehen.

1 Vergleiche den Beitrag von Becka in diesem Band.

3. „Falsche universale Vorstellungen“: Ideologie als Form der Rhetorik (Paul Ricœur)

In Paul Ricœurs Aufsatz mit dem Titel *Ideologie und Utopie* aus dem Jahr 1976 finden sich im Hinblick auf beide Fragen bedenkenwerte Anregungen. Was *erstens* die Transformation der gesellschaftlich geteilten, stillschweigenden Erwartungshaltungen in ausdrückliche Deutungs- und Handlungsmuster betrifft, verweist Ricœur auf die besonderen Erfordernisse, die sich aus der Durchsetzung gesellschaftsregulierender Normen ergeben. Für ihn ist es eine kultursoziologische Tatsache, „dass keine Gesellschaft ohne Normen, Regeln und einen ganzen sozialen Symbolismus funktioniert, der seinerseits eine Rhetorik des öffentlichen Diskurses erfordert“ (Ricœur 2005: 140). Sobald es in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit darum geht, Menschen für die Befolgung normativer Vorgaben zu gewinnen, nehmen die zunächst unthematischen Hintergrundannahmen den Aggregatzustand der „*öffentlichen Rhetorik*“ an. Es sind, mit anderen Worten, die spezifischen Bedingungen des Legitimationsdrucks sozialer Ordnungen, unter denen sich implizite „Etiketten und Redensarten“ als explizite Begriffe, Figuren und Stilmittel manifestieren.

Damit zugleich ist die Richtung für die Beantwortung der *zweiten* Frage nach der Isolierbarkeit der identitätsstiftenden von der ideologischen Verwendung öffentlicher Bedeutungen angedeutet. Zunächst hält Ricœur unmissverständlich fest, dass der Rückgriff auf die öffentliche Rhetorik zum zunächst wertneutralen Standardinstrumentarium zählt, das bei der Konstitution von Gesellschaften zur Anwendung kommt. „Wahrscheinlich“, so Ricœur, „kann man sich keine Gesellschaft vorstellen, die sich ohne einen Rückgriff auf diese Rhetorik des öffentlichen Diskurses [...] projiziert und eine Vorstellung von sich selbst verleiht“ (Ricœur 2005: 140). Dieses Verfahren stelle dabei weder eine „Schwäche“ noch einen „Fehler“ dar, sondern sei schlichtweg „ein normales Funktionieren des mit dem Handeln verbundenen Diskurses“ (Ricœur 2005: 140).

Unter welcher Bedingung nun ist die öffentliche Rhetorik, welche zur Aufrechterhaltung des sozialen Miteinanders unumgänglich ist, als *Ideologie* zu klassifizieren? Ricœur zufolge verläuft die Grenze zwischen öffentlicher Rhetorik und Ideologie dort, wo die Rhetorik „in den Dienst des Prozesses der Legitimation *von Autorität* gestellt wird“ (Ricœur 2005: 141. Hervorhebung durch die Verfasserin). Nicht allein die Durchsetzung der Ordnung als solche, sondern auch die Macht, welche zur Durchsetzung der Ordnung reklamiert werde, bedürfe schließlich einer allgemein nachvoll-

ziehbaren Begründung. Eine allgemein zwingende Legitimation lasse sich im Hinblick auf Autoritätssysteme allerdings deshalb nicht aufbieten, weil das Phänomen der Autorität als solches jeder genealogischen Begründung prinzipiell entzogen bleibe: „Wir kennen nur Autoritätssysteme, die auf vorhergehende Autoritätssysteme zurückgehen, aber wir wohnen nie der Entstehung des Phänomens der Autorität bei“ (Ricoeur 2005: 142).

Als wäre die daraus entstehende Verlegenheit nicht groß genug, steht die Begründung der Autorität Ricoeurs Analyse zufolge vor einer zweiten Herausforderung. So könne bei der Rechtfertigung von Autoritätsverhältnissen nicht auf einen Anerkennungsversuch der Gesellschaftsmitglieder gezählt werden. Vielmehr gelte, dass „der Anspruch auf Legitimität eines Machtsystems stets unsere Neigung übersteigt, an seine natürliche Legitimität zu glauben“ (Ricoeur 2005: 141). Dieser Abstand zwischen Machtanspruch und Anerkennungsrealität habe zur Folge, dass sich der Legitimationsdruck, der sich bereits auf der Ebene der Gesellschaft grundsätzlich stelle, speziell auf der Ebene der Herrschaft in verschärfter Form wiederhole. Über diese Kluft hinweg könne ein Autoritätssystem allein dadurch einen Zustand allgemeiner Zustimmung schaffen, dass es seine partikularen Vorstellungen in das Gewand universaler Tatsachen kleide:

Jede Herrschaft will sich rechtfertigen und tut das, indem sie auf Begriffe rekurriert, die fähig sind, als universal, das heißt, für alle gültig, angenommen zu werden. Nun gibt es eine Funktion der Sprache, die diesem Bedürfnis entspricht. Es ist die Rhetorik, die falsche universale Vorstellungen liefert (Ricoeur 2005: 140).

Für Ricoeur liegt das Spezifikum der ideologischen (im Unterschied zur „rein“ öffentlichen) Rhetorik also in einer von der Realität nicht gedeckten Inanspruchnahme universaler Geltung. So „falsch“ diese Inanspruchnahme angesichts dieser Deckungslücke sein mag, so wenig lässt sie sich allerdings vermeiden. Überall dort nämlich, wo Sozialität entsteht, bildet sich angesichts der Anforderungen gemeinschaftlicher Kooperation der Bedarf an normativer Ordnung heraus – und überall dort, wo eine solche Ordnung durchgesetzt werden soll, entstehen Autoritätsverhältnisse, die allein über einen universalistischen Ausgriff allgemein plausibilisiert werden können. Folgt man Ricoeur, so ist also die zweite oben gestellte Frage nach der Möglichkeit einer ideologiefreien Konstitution gesellschaftlicher Identität zu verneinen.

4. Rhetorik in der Ambivalenz zwischen Notlösung und Souveränitätsbeweis (Hans Blumenberg)

Wenn Ricoeurs Diagnose zutrifft, d. h. wenn der Rückgriff auf die Rhetorik sozial unausweichlich und die Kernfunktion der Rhetorik die Zulieferung „falscher universaler Vorstellungen“ ist, so geht im menschlichen Miteinander kein Weg an der Ideologie vorbei. In den eingangs zitierten Begriffen Eagletons wären wir damit dauerhaft in einer argumentativen Sphäre gefangen, die zwischen Partikularität und Universalität changiert, ohne irgendeine Form der rationalen Vermittlung zu erlauben.

Angesichts dieser düsteren Bilanz skizziere ich im letzten Schritt eine Perspektive, in der sich Anschlussstellen für eine Überwindung dieser Zwangslage abzeichnen. Ich beziehe mich dabei auf Hans Blumenberg, der im Kontext einerseits seiner anthropologischen, andererseits seiner metaphorologischen Überlegungen ein facettenreiches Konzept der Rhetorik ausarbeitet. Dieses Konzept erscheint mir für einen kreativen Umgang mit dem hier skizzierten Dilemma deshalb geeignet, weil es die Rhetorik nicht auf ihre Funktion als Universalitätslieferantin einschränkt, sondern die mit der Rhetorik verbundene Ambivalenz hervorhebt.

Einerseits nämlich erkennt auch Blumenberg an, dass *eine* Funktion der Rhetorik darin besteht, ein Begründungsdefizit zu kompensieren. Zwar beschreibt er dieses Defizit von einer anderen Warte als Ricoeur: Während jener aus einer sozialphilosophischen Perspektive die prinzipielle Unmöglichkeit einer hinreichenden Legitimation normativer Ordnung konstatiert, stellt Blumenberg aus einer anthropologischen Perspektive² die prinzipielle Unmöglichkeit einer freien Sicht auf die Wahrheit fest. Ungeachtet

2 Wenn hier von einer „anthropologischen Perspektive“ und im weiteren Verlauf von „dem Menschen“ die Rede ist, soll darin kein Widerspruch zur anthropologiekritischen Intuition zum Ausdruck kommen, dass sowohl naturalistische, als auch traditionell humanistische Essenzialisierungen des Menschseins in ethischer wie machttheoretischer Perspektive fundamentale Probleme mit sich führen (für einen Überblick über diese Tradition der Kritik vgl. Rölli (2015)). Speziell Blumenbergs Analysen scheinen mir von dieser Kritik jedoch nicht betroffen zu sein. Zum einen geht es Blumenberg erklärtermaßen nicht um die Frage: „Was ist der Mensch?“, sondern um die Frage: „Wie ist der Mensch möglich?“ (vgl. Blumenberg 2014: 511). Mit anderen Worten, sein Interesse gilt nicht der Identifikation eines Wesensmerkmals menschlicher Existenz, sondern der Erkundung der kontingenten Bedingungen, welche die Vielfalt menschlicher Existenzweisen ermöglichen. Zum anderen ist Blumenbergs Zugang kein begrifflicher, sondern ein metaphorischer. Darin, dass er sich den Bedingungen menschlichen Daseins im Modus sprachlicher Übertragungen nähert, „die sich nicht ins Eigentliche, in die Logizität zurückholen lassen“ (Blumenberg 1998: 10), spiegelt sich seine Über-

dieser unterschiedlichen Ausgangsperspektive jedoch verläuft Blumenbergs Überlegung analog zu derjenigen Ricœurs. Ebenso wie jener, stellt auch Blumenberg eine Deckungslücke im Begründungshaushalt fest, die sich mit menschlichen Bordmitteln nicht beheben lässt. So sei der Mensch gekennzeichnet durch einen „Mangel an Wahrheit“ (Blumenberg 2020: 111). Die damit verbundene „spezifische Verlegenheit“ (Blumenberg 2020: 114) rufe die Rhetorik in ihrer Funktion als „Kunst des Scheins“ (Blumenberg 2020: 111) auf den Plan. In Ermangelung eindeutiger Evidenz bleibe dem Menschen schlichtweg nichts anderes übrig, als auf rhetorische Spielarten der Handlungsorientierung zurückzugreifen:

Die Antithese von Wahrheit und Wirkung ist oberflächlich, denn die rhetorische Wirkung ist nicht die wählbare Alternative zu einer Einsicht, die man *auch* haben könnte, sondern zu der Evidenz, die man *nicht* oder noch nicht, jedenfalls hier und jetzt nicht, haben kann (Blumenberg 2020: 118).

Andererseits wendet sich Blumenberg jedoch dagegen, die Rhetorik „nur als die ‚Notlösung‘ angesichts des Mangels an Evidenz in Situationen des Handlungszwanges darzustellen“ (Blumenberg 2020: 123). Das Ziel, in den vollständigen Besitz der Wahrheit zu gelangen, erweist sich für ihn nämlich als zutiefst ambivalent, insofern als die unverstellte Konfrontation mit der Wirklichkeit den Menschen bisweilen weniger orientiert, als vielmehr radikal überfordert. In diesem Sinn hält Blumenberg es für einen der „grundlegenden Irrtümer aller Kritik an der Rhetorik, die von ihr verhinderte nackte Wahrheit würde allein schon genügen, um mit dem derart Enthüllten auch fertig zu werden“ (Blumenberg 2014: 614).

Im Licht dieser Beobachtung erweist sich die Rhetorik für Blumenberg nicht als das Ergebnis der Ohnmacht, die Wahrheit nicht vollständig erkennen zu können, sondern als das Ergebnis der Souveränität, die Wahrheit nicht vollständig ertragen zu müssen. Der Mensch, so die hier unterstellte anthropologische Überzeugung, ist weitaus mehr als das „arme Wesen“ (Blumenberg 2020: 111), das zum Zweck der Kompensation seines Wahrheitsdefizits auf die Mittel der Rhetorik angewiesen ist. Er tritt stattdessen zugleich auch als das „reiche Wesen“ auf, das über eben diese Mittel bewusst verfügt, um die Realität bei Bedarf auf Abstand zu halten:

zeugung wider, dass sich die Konstitution menschlichen Daseins jeder konzeptionellen Vereindeutigung entzieht.

Aber gerade dies, die Wirklichkeit in verschiedener Einstellung sich nahekommen zu lassen oder auf Distanz zu halten, Realist sein zu können oder auch nicht, gerade dies, die Wirklichkeit nicht unbedingtes Signal der programmierten Verhaltensreaktion sein zu lassen, ist der Vorsprung gegenüber allen anderen organischen Systemen, den der Mensch gewonnen hat (Blumenberg 2014: 627-628).

Die Rhetorik ermöglicht dem Menschen eine „Einsparung von Konfrontationen mit der Wirklichkeit“ (Blumenberg 2014: 614), indem sie Handlungen, Situationen und Zusammenhänge in der Sphäre des Symbolischen simuliert. Als ein Moment des Symbolischen ist sie imstande, „bei anderen Vorstellungen auszulösen, ohne ihnen den Gegenstand dieser Vorstellungen herbeizuschaffen und anzubieten“ (Blumenberg 2014: 614). Auf diese Weise erzeugt sie reale Wirkungen, ohne dabei unerwünschte Kollateralschäden in der Sphäre des Realen in Kauf nehmen zu müssen.

5. Ausblick

Blumenberg hat leicht reden. Betrachtet man die Rhetorik als Phänomen der Anthropologie, so mag es möglich sein, sie als einen von jedem Rationalitätsanspruch dispensierten Notbehelf *und* als einen durchaus rationalen Ausdruck menschlicher Souveränität zu rekonstruieren. Sobald man sie jedoch, wie Ricœur, als Phänomen der Sozialphilosophie erörtert, gerät die Ambivalenz der Rhetorik ins Spannungsfeld der Begründung von Macht und Herrschaft und verliert damit zugleich ihre Unschuld.

Mit Blick auf den Menschen in seiner Eigenart mag es plausibel erscheinen, die Fähigkeit der Rhetorik, im Schonraum des Symbolischen real wirksame Vorstellungen auszulösen, als Quelle kulturellen Überflusses zu feiern. Mit Blick auf die Gesellschaft dagegen steht die zum Zweck der Machtlegitimation symbolisch vorweggenommene Universalität von vornherein in einem Widerspruch zur realen Partikularität ihres Entstehungskontextes. Hier genügt es offenbar nicht, sich am menschlichen Vermögen zu freuen, die tatsächlichen Verhältnisse durch vorgestellte Wirklichkeiten vertreten zu lassen. Hier scheint sich stattdessen die Frage aufzudrängen, für wen diese Vorstellungen einen komfortablen Sicherheitsabstand zur Realität generieren – und für wen eben diese Vorstellungen womöglich eine umso schonungslosere Auslieferung an eine nicht zu bewältigende Wirklichkeit bedeuten. Mit anderen Worten, hier stellt sich beim Anblick rhetorischer Begründungsfiguren einigermaßen unweigerlich eine Reflexi-

on über die Verteilung von Macht- und Deutungsprivilegien ein, die den Ausgangspunkt von Beckas Überlegungen bildet.

Mindestens ein Aspekt an Blumenbergs Konzeption des Rhetorischen legt meines Erachtens allerdings nahe, dass sich seine Überlegungen durchaus für genau diese genuin gesellschaftsphilosophischen Fragen fruchtbar machen lassen. Interessant ist nämlich, dass er genau die eben skizzierte reflexive Einstellung nicht als eine der Rhetorik äußerliche Kritik, sondern als eine Implikation ihrer ambivalenten Struktur betrachtet. So schließt er an die oben zitierte Beobachtung, dass die „Antithese von Wahrheit und Wirkung“ an der Sache menschlicher Handlungslegitimation vorbeigeht, die folgende Bemerkung an:

Dabei ist Rhetorik nicht nur die Technik, solche Wirkung zu erzielen, sondern immer auch, sie durchschaubar zu halten: sie macht Wirkungsmittel bewußt, deren Gebrauch nicht eigens verordnet zu werden braucht, indem sie expliziert, was ohnehin schon getan wird (Blumenberg 2020: 118).

Dort also, wo der Anspruch auf universale Bedeutsamkeit nicht argumentativ, sondern narrativ vorgetragen und die Stringenz des Begriffs durch die Anschaulichkeit der Metapher ersetzt wird, ereignen sich also *einerseits* Verzerrungen und Übertreibungen zugunsten mangelhaft gedeckter Autoritätsansprüche. *Andererseits* zeigen Phänomene wie Narration und Metapher unmissverständlich an, dass der Pfad der ausgewogenen Begründung und des sachlich zwingenden Arguments soeben verlassen wird. Neben die Geste der Verhüllung tritt damit die Geste der Offenbarung; neben das Moment der Unübersichtlichkeit das Moment der Transparenz.

Für die erste Dimension der Ausgangsfrage – die Setzung von Bedeutung als einem machttheoretischen Problem – beinhaltet Blumenbergs Analyse den Gedanken, dass der Einsatz rhetorischer Mittel zur Begründung von Autorität den Ansatz zur Kritik immer schon mit sich führt. Wer Rhetorik als Rhetorik zu benennen vermag, hat sich zwar noch nicht abschließend gegen die erhobenen Ansprüche zur Wehr gesetzt. Wohl aber hat er ein unmissverständliches Indiz dafür in der Hand, dass im Begründungshaushalt eine Deckungslücke klafft, die sich nicht rein argumentativ, sondern allein über einen Vertrauensvorschuss schließen lässt.

Analog lässt sich für die zweite Dimension der Ausgangsfrage – den inneren Widerspruch, der mit dem Gedanken einer „einzigartige(n) Universalität in einem historischen Menschen, Jesus von Nazaret“ (Schillebeeckx) verbunden ist – aus Blumenbergs Überlegungen lernen: Die primär narra-

tiv-ambige (und erst sekundär dogmatisch-vereindeutigende) Form, in der dieser Universalitätsanspruch vorgetragen wird, ist nicht allein – negativ – durch die Bürde gekennzeichnet, allein unter dem Vorbehalt des Glaubens auf Zustimmung zählen zu können. Zugleich ist es – positiv – eben diese Form, die jede Verwechslung der Idee einer Selbstmitteilung Gottes in Jesus Christus mit einem kognitiv zwingenden Argument eindeutig ausschließt.

Einerseits also mag es zutreffen, dass Rhetorik *inhaltlich* „falsche universale Vorstellungen“ an die Stelle nicht lieferbarer Begründungen setzt. Andererseits jedoch ist einzuräumen, dass Rhetorik *als Form* immer zugleich in aller Offenheit auf die Fragwürdigkeit der von ihr gesetzten Bedeutungen hinweist. Aufgrund dieser ihr eigenen Doppelstruktur mag die Rhetorik – anders als es Ricoeurs These der Unvermeidbarkeit des Ideologischen im Horizont von Autoritätsverhältnissen nahelegt – einen Weg eröffnen, zwischen der Universalität und der Partikularität der von uns gesetzten Bedeutungen rational zu vermitteln.

Literatur

- Blumenberg, Hans: Paradigmen zu einer Metaphorologie. Frankfurt am Main 1998.
- Blumenberg, Hans: Beschreibung des Menschen: Aus dem Nachlaß herausgegeben von Manfred Sommer. Frankfurt am Main 2014.
- Blumenberg, Hans: Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik, in: Hans Blumenberg: Wirklichkeiten, in denen wir leben: Aufsätze und eine Rede. Stuttgart 2020, 110-143.
- Eagleton, Terry: Ideologie: Eine Einführung. Stuttgart, Weimar 1993.
- MacKenzie, Ian: The idea of ideology, in: Alan Findlayson, Vincent Geoghegan, Rick Wilford (Hg.): Political Ideologies: An Introduction. 3rd ed. Florence, 2003, 2-16.
- Ricoeur, Paul: Ideologie und Utopie: Zwei Ausdrucksformen des sozialen Imaginären (1976), in: Peter Welsen, Paul Ricoeur (Hg.): Vom Text zur Person: Hermeneutische Aufsätze (1970 - 1999). Hamburg 2005 (= Philosophische Bibliothek Band 570), 135-152.
- Rölli, Marc (Hg): Fines Hominis? Zur Geschichte der philosophischen Anthropologiekritik (Edition Moderne Postmoderne). Bielefeld 2015.
- Schillebeeckx, Edward: Jesus: Die Geschichte von einem Lebenden. 7. Auflage, Freiburg im Breisgau usw. 1980.
- Tracy, David: The Analogical Imagination: Christian Theology and the Culture of Pluralism. New York 1991.

